

Wir bleiben immer noch mitten im Thema der letzten Sonntage: Umkehr und Erbarmen und auch im Bild des Weinbergs vom vergangenen Sonntag. Dazu gesellt sich aber diesmal in der zweiten Lesung aus dem Philipperbrief ein sehr alter und kostbarer Text, ein Christushymnus über die Erniedrigung und Erhöhung Jesu Christi als Gottes Sohn. Dieser Text kann uns leicht stutzig machen: „Christus war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, Gott gleich zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave.“ Es ist schon verwunderlich, dass so früh wenige Jahrzehnte nach Jesu Tod und Auferstehung im NT eine solche „hohe Christologie“, über die Gottheit Jesu formuliert werden konnte. Aber noch erstaunlicher finde ich, dass der Mensch sich überhaupt traut, solch interne und intime Gedanken über Gott anzustellen. Wie wenn er einfach in das „Privatleben“ Gottes hineinschauen könnte... Aber Gott ist gerade, weil er Gott ist, für den Menschen doch unbegreiflich... Auch und gerade Jesus als Gottes Sohn ist uns nur als Mensch zugänglich, seine Gottheit bleibt vor menschlich neugierigen Augen verborgen. Die vielstimmige Religionskritik hat den Theologen im Lauf der Geistesgeschichte oft entweder Anmaßung vorgeworfen oder solche Aussagen als Phantasie, Projektion, Opium und Ähnliches abgetan. Dass Paulus seine Lieblingsgemeinde in Philippi mit eindrucklichen Worten zu einem liebevollen und achtsamen Umgang miteinander aufruft, ist gut verständlich. Aber warum braucht er dazu eine solche theologisch hochtrabende Spekulation über Jesus als Gott? Man findet allerdings nicht nur im NT einen unbekümmerten Umgang mit den Dingen Gottes, auch das AT ist voll mit Aussagen über Gott, die mit großer Sicherheit getroffen werden, obwohl sie voll und ganz aus der menschlichen Erfahrungswelt stammen und letztlich einen menschenähnlichen Gott-Vater schildern.

Man zitiert demgegenüber gerne die Erkenntnis des IV.

Laterankonzils aus dem Jahr 1215, die lautet: „Denn zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf kann man keine so große Ähnlichkeit feststellen, dass zwischen ihnen keine noch größere Unähnlichkeit festzustellen wäre.“ (DH 806) Joseph Ratzinger geht einmal sogar so weit zu sagen, dass die Unähnlichkeit zwischen Gott und Mensch „unendlich größer“ sei als die Ähnlichkeit.

Ich will nun nicht tiefer in die Frage der Gotteserkenntnis einsteigen, wir nehmen aber wahr, dass die Bibel ohne jegliche Naivität oder Überheblichkeit nicht nur von Gott freimütig redet, sondern ihn auch so sprechen und erscheinen lässt.

Die Erkennbarkeit, man kann fast das Wort wagen: die ‚Durchschaubarkeit‘ Gottes ist neben seiner Güte, Gerechtigkeit und Allmacht sein wichtigster Wesenszug. Wenn Gott unberechenbar und undurchsichtig wäre, dann gäbe es weder einen Gehorsam seinem Willen gegenüber noch einen angemessenen und miteinander teilbaren

Glauben. Gott muss also erkennbar sein, aber seine Erkenntnis hat Voraussetzungen. Diese Voraussetzungen schafft Gott selber. Die wichtigste Voraussetzung ist, dass es sich beim Erkennen Gottes und seines Willens um einen geschichtlichen Prozess handelt sowohl für das Gottesvolk als Ganzes als auch für jeden Menschen persönlich. In diese Geschichte möchte und kann uns die Bibel und die Liturgie eintauchen.

Ezechiel ringt seinerzeit, nicht wenig fortgeschritten in dieser Erkenntnisgeschichte, mit dem Problem, dass die menschliche Gottesvorstellung ständig in Sackgassen gerät, bis sie dann irgendwann Gott ganz aufgibt: „Ihr sagt, der Weg des Herrn ist nicht richtig“ – zitiert er die Meinung der Leute. Ein in unzähligen Echos wiederhallender Vorwurf in vielen Variationen: Wo war Gott?, warum lässt er dies oder das zu?, warum tut er da oder dort nichts?; oder warum tut er gerade dies oder jenes? Der Mensch hat von sich aus kaum eine Vorstellung von Gott, die seiner eigenen Kritik länger standhält. Wir kommen ständig in Sackgassen mit dem Gottesgedanken. Zur Zeit des Propheten Ezechiel bildet z.B. die Rache ein großes Problem; sie ist damals eine Selbstverständlichkeit. Übrigens, es gibt auch heute noch auch in Europa Gegenden, wo Blutrache abseits der rechtsstaatlichen Kulissen praktiziert wird. Wenn die Ehre einer Familie beschädigt wurde, wird es siebenfach gerächt. Wenn einer umgebracht wurde, wird die ganze Familie des Feindes schikaniert, wenn nicht umgebracht. Schuld und Feindschaft aus der Vergangenheit wird über Generationen hinweg gepflegt und in Erinnerung bewahrt.

In einem solchen Milieu ist es entscheidend wichtig zu verstehen, dass Gott eben nicht – wie der Mensch – rachsüchtig, nachtragend und grausam ist. Israel wurde auf einem Erkenntnis-Weg geführt, der in einem Gottesbild mündete, das äußerst ungewöhnlich ist und bloß durch kluge Überlegungen kaum entstehen konnte. Im Hintergrund lief nämlich eine Erprobungsgeschichte, wie es ist, sich auf die heilende und erlösende Stimme und den Willen Gottes einzulassen mit all den Risiken und Nebenwirkungen. Nicht Gott wurde menschenförmig, sondern der Mensch sah sich verpflichtet, gottähnlich zu werden, oft gegen seine eigenen instinktiven Neigungen – wie z.B. Rache.

Am Ziel dieses Weges steht der Apostel Paulus, wenn er sagt: „Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht.“ Hier sieht man bereits einen Unterschied zu einem bloß moralischen Appell an den Menschen aufgrund seines Gewissens und seiner Vernunft. Denn so wie Israel an seinem eigenen Schicksal seinen Gott verstehen lernte, so ist auch die Kenntnis und Nachahmung der Gestalt Jesu mehr als das Lernen von Prinzipien und Einsichten.

Und damit haben wir schon den entscheidenden Punkt in der Erkenntnis Gottes. Im Gleichnis sagt der Mann zu beiden Söhnen: „Mein Kind, geh und arbeite heute im Weinberg!“ Am vergangenen Sonntag waren es fremde Arbeiter, die angeheuert wurden, jetzt sind es Söhne, denen der Weinberg ja gehört. Gleich ist in beiden Fällen, dass es um die Arbeit im Weinberg geht. Und das ist wesentlich: Gott kennen, ihn verstehen, ihn „durchschauen“ kann man erst und nur, wenn man in seinem Weinberg arbeitet. Das bedeutet nicht unbedingt ein Arbeitsverhältnis mit der Kirche, nicht einmal ein Ehrenamt, aber es ist mehr als Nachdenken und Studieren. Nur das Tun gewährt Erkenntnis im Glauben. Das ist das Problem des ersten Sohnes: er antwortet dem Vater richtig, denn auf den Ruf Gottes ist das ‚Ja‘ einzig angemessen. Aber es bleibt beim Wort. Der zweite ist verbal ablehnend aber tut letztlich, was richtig ist. Worte kann man leicht machen – siehe eine Predigt oder ein Gebet – aber es kommt auf das Tun an. Freilich meint dieses Tun nicht unbedingt eine Aktivität im Sinne von Arbeitsleistung. Aber z.B. den Aufbruch zur Umkehr, die Gott von uns braucht oder das Erbarmen, das unser Nächster von uns braucht. Oder die Haltung, die Paulus erfleht: „jeder achte auch auf das Wohl der anderen.“ Und das „Wohl“ des anderen meint nicht „Wohlgefühl“, sondern das Beste für den Bruder oder die Schwester, nämlich die Bereitschaft und die Fähigkeit in den Weinberg zu gehen, dort mitzuarbeiten und so Gott kennen und lieben zu lernen.